

Frieden und Konflikttransformation

Norbert Koppensteiner¹

Wenn heute in den nationalen, internationalen und wissenschaftlichen Foren von Konflikten gesprochen wird, ist im Regelfall ein bestimmtes Verhältnis zum Frieden mit impliziert. Konfliktbearbeitung in ihren unterschiedlichen Formen, so die oftmals gesetzte Annahme, ist ein Beitrag zum Frieden, ein Beitrag dazu den Frieden zu sichern, ihn wiederherzustellen oder – im Extremfall – Frieden zu schaffen. Und während diese Aussage in ihrer Pauschalität ja auch unverfänglich scheint, verbirgt sich bei näherer Betrachtung doch oft nach wie vor eine bestimmte Grundannahme dahinter, eine bestimmte Vorstellung, wie Frieden und Konflikt konkret zueinander stehen. Dieser Aufsatz versucht, Konflikt in Zusammenhang mit unterschiedlichen gesellschaftlichen Verständnissen von Frieden zu bringen und so einen Ansatz vorzustellen, welcher es erlaubt, Konflikt von den Grundlagen einer kritischen Friedensforschung her zu verstehen.

Der Zusammenhang, der oftmals mehr oder weniger direkt zwischen Frieden und Konflikt unterstellt wird, ist ein umgekehrt proportionaler: je mehr Konflikt, desto tendenziell weniger friedfertig die Gesellschaft und, im Umkehrschluss, je weniger Konflikt, desto friedfertiger das Zusammenleben, sowohl innerhalb einer Gesellschaft wie auch zwischen den Kulturen. Im Extremfall wird dann Konflikt gleichgesetzt mit dem traurigen Wort vom „Clash“ – dem Kampf – ein Wort, welches im bekannten *Clash of Civilizations* (Huntington: 2002) berühmt geworden ist. In Summe wäre es daher auch aus einer Friedensperspektive heraus folgerichtig, einen Ansatz zu fördern, der Konflikte *verhindert* und, wo sie auftreten, ehest möglich *löst*, um ihr den Frieden störendes Potential zu neutralisieren.

¹ norbert.koppensteiner@uibk.ac.at

Frieden und Konflikt stehen also in dieser Sichtweise in einem Spannungsverhältnis. Dies wiederum wirft nun allerdings eine neue Frage auf – die Frage nach der konkreten Beschaffenheit dieses Ideals, welches als Ziel hinter der Konfliktbearbeitung steht und auf das all unser Streben gerichtet zu sein scheint. In diesem Sinne: was ist Frieden?

Die einfachste und allgemein geläufige Definition bezeichnet Frieden als schlicht die Abwesenheit von Gewalt. Mit Johan Galtung (1996: 2ff.) gesprochen, ließe sich diese Ansicht dann noch weiter differenzieren. Frieden wird so in seiner reduziertesten Form zur schlichten Abwesenheit von direkter, d.h. physischer, Gewalt (Frieden ist, wenn die Waffen schweigen). Er kann etwas umfassender auch die Abwesenheit struktureller Gewalt beinhalten (diese herrscht, wann immer die gesellschaftlichen oder systemischen Strukturen Menschen daran hindern, ihr volles physisches oder somatisches Potential zu entfalten) oder schließlich auch die Abwesenheit von kultureller Gewalt bezeichnen. Kulturelle Gewalt wird hierbei verstanden als jene Form der Gewalt, die in den kulturellen Elementen einer Gesellschaft beinhaltet ist und, sozusagen als Meta-Gewalt, die anderen Formen der Gewalt legitimiert.²

Frieden bleibt so in all diesen Formen die Abwesenheit von Gewalt. Das hinlänglich bekannte Problem mit dieser Sicht ist, dass sie uns nicht wirklich Aufschluss gibt, was Frieden ist – Frieden ist definiert als ein reiner Schatten, ein Negativum.

Werfen wir allerdings einen Blick darauf, wie Frieden konkret gesellschaftlich gelebt wird, so stellen wir rasch fest, dass Frieden eben nicht nur ein Negativum ist, sondern mehr als nur die Abwesenheit von Gewalt. Betrachtet man unterschiedliche kulturelle, gesellschaftliche oder religiöse Auffassungen von Frieden, löst sich der Gewalt-Konnex rasch auf und auch das Verhältnis zu Konflikten wird differenzierter. Frieden wird zu einem komplexen und positiven gesellschaftlichen Phänomen.

² Vgl. Galtung, 2003.

So bezeichnet zum Beispiel nach Wolfgang Dietrich (2006: 151ff.) etymologisch gesprochen Frieden im Deutschen (Germanischen) ursprünglich das „*Behandeln Anderer wie Mitglieder der eigenen Sippe*“, und ist somit ein aktives Tun – Frieden ist hier eine Tätigkeit. Im Christentum wird Frieden von Gott abgeleitet und moralisch begründet – die zehn Gebote stellen hier eine Anleitung zum friedlichen Zusammenleben dar. In anderen Gesellschaften und Weltbildern wie etwa dem javanischen Begriff der *damai* (Dietrich, 2006: 154ff.) leitet sich Frieden energetisch von Harmonie her – den harmonischen Beziehungen zwischen Mensch – Natur – Kosmos. Frieden ist hier also ein Zustand, der hergestellt wird, wenn jeder an seinem/ihrem angestammten Platz ist und sich dementsprechend verhält, hat daher hier mit Verhältnismäßigkeit zu tun. Mit Wolfgang Dietrich lässt sich ein solches energetisches Friedensbild klar von einem moralischen differenzieren.

Auch Ivan Illich verweist auf die divergierenden Bedeutungen des Wortes Frieden in verschiedenen Sprachen, wenn er die Unterschiede des indischen *Shanti* zum chinesischen *Huo 'Ping* hervorhebt (2006: 16):

Das *Huo 'ping* der Chinesen und das *Shanti* der Inder haben noch heute Bedeutungen, die sich nicht gänzlich von jenen der Vergangenheit unterscheiden. Aber sie meinen etwas ganz Verschiedenes. Sie sind gar nicht miteinander vergleichbar: Das *Huo 'ping* Chinas bedeutet sanfte, ruhige Harmonie innerhalb der Hierarchie der Himmel. Das *Shanti* Indiens meint eine intime, persönliche, kosmische, nicht-hierarchische Erweckung. Beim Frieden gibt es keine „Identität“.

Mit Illich ist Frieden so – entgegen der oftmals gesetzten Annahme, er könne mit einem Federstrich unter einen Vertrag gleichsam besiegelt werden – ein vielseitiges Phänomen, gebunden an Zeit und Ort, kontextabhängig, und wird vor allem nicht überall gleich wahrgenommen. Was Frieden bedeutet, variiert bei näherer Betrachtung von Kultur zu Kultur, Region zu Region und die Konnotationen und etymologischen Bedeutungen des Wortes Frieden in unterschiedlichen Sprachen sind nicht identisch, sondern zeugen vielmehr von der Vielfalt der Vorstellungswelten und Wahrnehmungen der Gesellschaften, die diese Sprachen sprechen. Vom Frieden zu sprechen, diesen zu denken und zu leben, meint etwas anderes, wenn man es auf Englisch, Maya, Arabisch oder

Deutsch tut: Der Krieg tendiert dazu, die Kulturen aneinander anzugleichen, während der Friede jener Zustand ist, in dem jede Kultur auf ihre unvergleichliche Weise blüht. (Illich, 2006: 17)

Der Schluss, der daraus gezogen werden kann ist, dass „Frieden“ eben genau nicht im Sinne des *einen* Friedens universell definierbar und durchsetzbar ist, dass Friede auf der Welt nicht überall gleich aussieht und verstanden wird. Wolfgang Dietrich (2006) schlägt daher vor, Frieden als Substantiv mit Plural zu verstehen und man könnte daher von *den vielen Frieden* sprechen. In diesem Ansatz wird der Begriff des einen, homogenen und universellen Friedens in der Pluralität der vielen Frieden aufgelöst und somit ein Ansatz begründet, der im *Respekt* vor der Andersartigkeit fußt; ohne die Notwendigkeit, diese Andersartigkeit in all ihren Nuancen immer gleich zu verstehen oder Ansichten teilen zu müssen (Dietrich, 2006: 161 f.). Daraus folgt allerdings für Dietrich auch, dass schlussendlich jede noch so wohlgemeinte Anstrengung, den einen Frieden weltweit durchzusetzen, eher das Gegenteil bewirkt, nämlich Gewalt durch Homogenisierung. Frieden ist in diesem Sinne so „vernakulär wie die Sprache“ (Illich, 2006: 16) und daher lokal, bedingt, nicht universalisierbar und kann somit auch nicht von außen implementiert oder erzwungen werden.

Aus dem gerade Gesagten leitet sich weiter ab, dass ein universeller Standard, an dem Frieden sozusagen weltweit gemessen werden könnte, nur durch einen Akt der Homogenisierung herzustellen ist, ein Akt der Homogenisierung der, gelinde ausgedrückt, wenigstens hochgradig unfriedlich ist.

Eine solche Einsicht hat weitreichende Implikationen für das hier behandelte Thema, das Thema der Konflikte. Denn, wenn Frieden tatsächlich von Gesellschaft zu Gesellschaft unterschiedlich wahrgenommen wird, wenn die Arten, Frieden zu leben und auszudrücken, so vielfältig sind wie die Sprachen und Kulturen, dann ergibt sich, dass Konflikte, im einfachsten aber zugleich vielleicht auch komplexesten Fall, schon rein aus der unterschiedlichen Auffassung von Frieden entstehen können, aus der unterschiedlichen Wahrnehmung, was es denn bedeutet, in Frieden

zu leben. Die zu Beginn postulierte, umgekehrt proportionale Sicht auf Frieden und Konflikte wird damit problematisch.

Der französische Philosoph Jean Francois Lyotard (1988) bezeichnet dann auch jene Situation als ein *differend*, in der ein Gegensatz oder eine Unvereinbarkeit aufgrund unterschiedlicher, nicht kompatibler Maßstäbe nicht mehr aufgelöst werden kann, ohne einer der beteiligten Seiten Gewalt anzutun. Insofern als dass die Lösung von Konflikten eines beiderseits anerkannten gemeinsamen Standards und eines verbindlichen Kommunikationsrahmens bedarf, bleiben viele Konflikte schlicht – ohne Gewalt – unlösbar. Aus dem gleichen Argument ergibt sich allerdings auch, dass Konflikte genauso wenig zu verhindern sind, da sie immer wieder auftreten, wo auch immer Menschen mit unterschiedlichen Erfahrungshorizonten zusammenleben – und das ist letztlich immer und überall der Fall.

Nun soll das eben Gesagte nicht bedeuten, dass Konflikte immer so ablaufen, dass die Herstellung eines solchen gemeinsamen Kommunikationsrahmens von vorneherein unmöglich ist – dass dem nicht so ist, erklärt sich rein aus der Tatsache, dass menschliches Zusammenleben seit Jahrtausenden auch erfolgreich praktiziert wird. Auch soll die Wirkung und Sinnhaftigkeit von Mediation in unzähligen Fällen hier nicht in Abrede gestellt werden – im Gegenteil.

Allerdings haben wir es mit einem grundlegenden Dilemma zu tun: einerseits der Unvermeidbarkeit von Konflikten im menschlichen Zusammenleben, welche die Unmöglichkeit, Konflikte zu *verhindern* impliziert, andererseits können diese nicht *gelöst* werden, da ohne Gewalt ein weltweit gültiger und von allen anerkannter Standard nicht zu erreichen ist.

An dieser Stelle mag es nun notwendig erscheinen, nach „Frieden“ auch den zweiten Teil der Formel „Konflikt“ einer genaueren Prüfung auf der Suche nach Alternativen zu unterziehen. Vielleicht bedarf es so auch einer erneuten Evaluation des Zusammenhangs zwischen Frieden und Konflikt.

An dieser Stelle könnte man zunächst mit dem spanischen Friedensforscher Francisco Muñoz (2006) betonen, dass Konflikte nicht etwa immer ein dem Frieden abträgliches Übel darstellen, sondern auch eine Triebfeder des menschlichen Daseins sind. Konflikt bildet so einen integralen Teil jener „sozialen Wechselwirkung [...] bei der sich die Interessen der Individuen und Gruppen gegenseitig ersetzen, regulieren, umformen“. Muñoz zieht daraus die Schlussfolgerung, dass Konflikte „einen unverzichtbaren Teil der komplexen Sozialisierungsentwicklung bilden, die jedes menschliche Wesen durchläuft“ und dass es ohne Konflikte „keine Menschheitsgeschichte“ gäbe, da dieser einen „wesentlicher Beitrag zur Bildung der Gesellschaftsdynamik darstellt“ (2006: 108, 109).

Zum anderen sei hier auch erwähnt, dass viele der unterschiedlichen kulturellen, etymologischen und religiösen Weltansichten den Frieden nicht notwendigerweise als Gegensatz zum Konflikt auffassen. Der vorher erwähnte germanische Friedensbegriff des *Behandelns anderer wie Mitglieder der eigenen Sippe* schließt Konflikte nicht von einem friedvollen Zusammenleben aus, im Gegenteil werden Frieden und Konflikte als durchaus vereinbar angesehen. Konflikt kann so in Summe als potentiell stimulierend wahrgenommen werden, als Quelle kreativer Energie.

Worauf es für die Vereinbarkeit von Frieden und Konflikten ankommt, ist damit nur mehr, wie mit ihnen umgegangen wird, das Auftreten von Konflikten als solches kann als positives Zeichen einer lebendigen Gesellschaft gewertet werden. Die Verhinderung von Konflikten kann somit nicht mehr das Ziel sein.

Wenn also Konflikte ein Teil des menschlichen Zusammenlebens sind, wenn ferner eingestanden wird, dass diese auch über ein kreatives Potential verfügen, das nicht von vorneherein im Widerspruch zum Frieden steht, dann können wir auch Frieden in Hinblick auf Konfliktbearbeitung neu fassen.

An dieser Stelle kehren wir zu Johan Galtung (2006) zurück, der Frieden schlussendlich als die Fähigkeit bezeichnet, „Konflikte gewaltlos und mit Empathie und Kreativität zu transformieren“ (2006: 10). In dieser Definition ist Konflikt ein integraler Bestandteil von Frieden, so damit

auf eine bestimmte Art und Weise umgegangen wird: in der Form der Transformation. Konflikt wird hier zunächst als ein Zustand hoher Energie verstanden – ein Status der Aufgeregtheit und Erregung. Transformation meint dann einen Prozess der Kanalisierung dieser Energie. Und Frieden wird zu einer Form des gewaltlosen Umgangs mit diesem Energiepotential. Frieden ist der Versuch, dieses Potential in *kreative* Energie zu verwandeln und gewaltlos zu kanalisieren. Es handelt sich dabei um eine Methode, Energien in einen anderen Zustand zu überführen, der Anspruch der Konfliktlösung wird darin allerdings nicht mehr gestellt.

Was Konflikttransformation ermöglichen soll, ist eine veränderte Sicht, eine neue Perspektive auf einen Konflikt, aus der sich dann auch ein verändertes Denken und Handeln ergeben kann. Konflikttransformation hat somit auch sehr viel mit Perspektivenwechsel bzw. Perspektivenerweiterung zu tun. Worin es also in diesem Ansatz geht, ist zunächst individuelle und gesellschaftliche Strukturen und Methoden zu finden, durch die das kreative Potential mit Konflikten umzugehen, gefördert werden kann, um einen als konfliktiv wahrgenommenen Zustand zu transformieren.

Frieden ist damit kein möglichst konfliktfreier Zustand mehr, sondern ein individueller und gesamtgesellschaftlicher Transformationsprozess. Dieser Prozess ist darüber hinaus permanent. Ein Ankommen in einem utopischen Zustand des Paradieses am Ende aller Tage wird so undenkbar. Anstelle eines solchen utopischen Begriffs des Friedens steht somit ein konkreter, unvollkommener und begrenzter, aber täglich lebbarer Vorgang der Konflikttransformation.

Aus dem eben Gesagten ergibt sich eine weitere Folge, welche oft für den theoretisch geschulten Menschen schwer zu ertragen ist: diese Art der Konflikttransformation kann keinem Standardrezept folgen und nicht auf der Makro-Ebene angewandt werden. So wie Frieden nicht universalisierbar ist, kann auch Frieden als Konflikttransformation nicht nach dem immer weltweit gleichen Schema abgehandelt werden. Dem Anspruch der umfassenden Weltverbesserung durch globale Strategien ist damit leider einmal mehr – bei allen guten Intentionen – eine Absage zu erteilen.

Dies schließt eine positiv vermittelnde Einflussnahme nicht aus, ist allerdings ein Einspruch gegen alle Formen des „starken“ Auftretens – wobei stark hier verstanden wird im Sinne des italienischen Philosophen Gianni Vattimo (2006), als jenes Denken und Handeln, das von einem umfassenden Wahrheitsanspruch geleitet wird. Schwaches Denken und Handeln ist demzufolge nicht gleichzusetzen mit einer Aufgabe des eigenen Wertehorizonts – es ist damit kein Ausdruck von Beliebigkeit –, sondern beinhaltet schlicht die Erkenntnis über die Lokalität und Kontingenz der eigenen handlungsleitenden Wahrheiten und die Einsicht über die Vielfältigkeit der Frieden, zwischen denen es nicht mehr notwendigerweise einen übergreifenden und verbindenden Rahmen gibt, in dessen Namen zu sprechen man den Anspruch erheben könnte.

Eine so verstandene Konflikttransformation ist somit etwas, was im Kleinen und Konkreten geübt werden kann, allerdings nicht unbedingt auf einer abstrakteren, z.B. nationalen oder internationalen Ebene erfolgversprechend sein mag.

Dies bringt uns zum nunmehr letzten Punkt: der Frage nach den Konsequenzen dieses Denkens. In Übereinstimmung mit der bisher vertretenen Linie muss dabei festgehalten werden, dass sich umfassende Patentrezepte aus diesem Ansatz nicht ableiten lassen, da es genau diese Form des Denkens ist, gegen die er sich abhebt. Dennoch möchte ich noch in aller Kürze zwei Ansätze hervorheben, welche mir besonders geeignet erscheinen, das eben Gesagte praktisch zu untermauern. Hierbei muss erneut betont werden, dass diese Methodologien der Konflikttransformation nicht als Universalrezepte verstanden werden können, sondern mehr als Werkzeuge, die in bestimmten, klar umrissenen Handlungsbereichen eine gewisse Wirkung entfalten mögen, und sicherlich für andere untauglich sind.

Zum ersten sei hier auf die der transpersonalen Psychologie und Therapie entlehnte Methode des *systemischen politischen Stellens* (Kaller, 2007) verwiesen. Erwähnt werden soll zum zweiten auch die Methode des *Forumtheaters* des Brasilianers Augusto Boal (1979, 1995), welche dieser seit Ende der siebziger Jahre in seinem Heimatland erfolgreich anwendet und die erst seit kürzerem größeres Echo auch in Europa und

Nordamerika erhält. Beide werden seit nunmehr einigen Jahren an der Innsbrucker Schule der Friedensforschung didaktisch umgesetzt.³

Was die Methode des *Forumtheaters* und des *politischen Stellens* eint, ist, dass sie zivilgesellschaftliche Kräfte einsetzen, um lokal, an den Grassroots Konflikttransformation zu fördern, dass die Grundlagen verhältnismäßig leicht vermittelbar sind und dass beide im kleinen Rahmen, in der konkreten Gemeinde oder Gemeinschaft angewandt werden, ohne dass sich daraus gleich ein universalisierender *Pull* ergeben würde, welchen es, nach dem hier vertretenen Ansatz, genau zu vermeiden gilt.

Beide Methoden gehen nicht von einem umfassenden Wahrheitsanspruch aus und fördern damit genau jene Atmosphäre des Nicht-Urteilens, ohne die Konflikttransformation nicht zu haben ist. Es geht letztlich in beiden Methoden nicht so sehr darum, die Wahrheit zu finden, als eine neue Perspektive auf einen Konflikt zu gewinnen, um Energie nicht gewaltsam, sondern in einen sozial verträglichen Zustand zu überführen. Beide basieren darüber hinaus auf der Annahme, dass Konflikt ein Gesamtsystem ist, in dem jede Veränderung umfassende Auswirkungen auf alle Beteiligten haben kann. In beiden erfolgt die eigentliche Arbeit in sozialen Gruppen von ca. 20 Personen, in welchen dieses System unter physischem Einsatz des ganzen Körpers dargestellt wird, um auf einer anderen Ebene – also nicht nur rein diskursiv – systemische Veränderungen *erfahren* zu können. Unterschiedliche Veränderungsszenarien werden so durchgespielt und die jeweiligen Wirkungen auf die am Konflikt Beteiligten Personen können direkt beobachtet werden. Der Ansatz ist hier nicht, den Konflikt zu lösen, sondern ihn in einen anderen, sozial verträglichen Zustand zu transformieren.

³ <<http://www.tirol.gv.at/peacestudies/>>

Bibliographie

- Boal, A. (1985): *Theatre of the Oppressed*, New York, Theatre Communications Group.
- (1995): *The Rainbow of Desire. The Boal Method of Theatre and Therapy*, Translated by Adrian Jackson, London/New York, Routledge.
- Dietrich, W./Sütl W. (2006): *Plädoyer für die vielen Frieden*, in: Dietrich, W./Echavarría J./Koppensteiner N. (Hrsg.) (2006): *Schlüsseltexte der Friedensforschung*, LIT Verlag, Seite 140-164.
- Galtung, J. (1996): *Peace by Peaceful Means. Peace and Conflict, Development and Civilization*, London, Sage Publications.
- (2003): *Introduction: some concepts*, in *Rethinking Conflict: The Cultural Approach*, The Council of Europe, <http://www.coe.int/t/e/com/files/events/2003-02-culture/Galtung_analyse.asp#P54_1488>, Zugriff 15/01/2007.
- (2006): *What does Professionalization mean for Peace Research*, Keynote, International Peace Research Association 1/07/2006, The Transnational Forum for Peace Research unter: <http://www.transnational.org/SAJT/forum/meet/2006/Galtung_PeaceProf.html>, Zugriff 17/01/2007.
- Illich, I. (2006): *Der gemeine Frieden*, in: Dietrich, W./Echavarría J./Koppensteiner N. (Hrsg.) (2006): *Schlüsseltexte der Friedensforschung*, Wien, LIT Verlag, Seite 15-25.
- Huntington, S. (2002): *The Clash of Civilizations and the Remaking of World Order*, New York, Free Press.
- Kaller, M. (2007): *Dienen politische Aufstellungen der Friedensarbeit? Neue Möglichkeiten zur Transformation von politischen Konflikten*, The Virtual Peace Library, unter: <<http://www.tirol.gv.at/themen/bildung/einrichtungen/grillhof/library/>>, Zugriff 17/01/2007.
- Liotard, J.-F. (1988): *The Differend. Phrases in Dispute*, Minneapolis, University of Minnesota Press.
- Muñoz, F. (2006): *Der unvollkommene Frieden*, in: Dietrich, W./Echavarría J./Koppensteiner N. (Hrsg.) (2006): *Schlüsseltexte der Friedensforschung*, Wien, LIT Verlag, Seite 92-140.
- Vattimo, G. (2006): *Dialektik, Differenz und schwaches Denken*, in: Dietrich, W./Echavarría J./Koppensteiner N. (Hrsg.) (2006): *Schlüsseltexte der Friedensforschung*, Wien, LIT Verlag, Seite 75-92.